

Georg Grote

Stimme aus dem „Off“ – Briefe des Südtiroler Kaiserjägers Luis Wenzer aus Sibirien, 1914–1918¹

Vorbemerkung

Der erste Weltkrieg war kaum ein paar Wochen alt, da erfuhr die kaiserliche und königliche österreichische Armee im September 1914 schon einen gewaltigen militärischen Rückschlag, als das 3. Armeekorps in Lemberg, dem heutigen Lwiw, aufgegeben wurde und ca. 130.000 Soldaten zu russischen Kriegsgefangenen wurden, von denen sehr viele niemals in die Heimat zurückkehrten.

Einer von ihnen war Luis (Alois) Wenzer, ein junger Bauernsohn aus dem Südtiroler Ort Völs am Schlern im unteren Eisacktal, der als Angehöriger des Kaiserjägerbataillons nach Polnisch-Galizien kommandiert worden war, um dort gegen Russland zu kämpfen.

In der Forschungsstelle für Südtiroler Sozialgeschichte auf Schloss Prösels in Völs am Schlern ist ein Dokumentenkörper von 40 Feldpostkarten und zwei Briefen von Luis Wenzer als Teil der sich in Kooperation mit der *European Research Academy* Bozen in Aufbau befindlichen sozialgeschichtlichen Sammlung „Südtiroler Korrespondenzen – Kollektives Gedächtnis und gesellschaftliche Entwicklungsprozesse im 20./21. Jahrhundert“ erhalten. Die Schriftstücke sind, im Gegensatz zu vielen vergleichbaren Dokumenten aus dieser Zeit, die in Kurrentschrift geschrieben sind, in standardisierter deutscher Schrift verfasst, allerdings mit Dialektwörtern und einer Unzahl orthografischer und semantischer Fehler durchsetzt, was ein Indikator dafür sein dürfte, dass Luis zwar leidlich lesen und schreiben konnte, aber sicherlich vor seiner Kriegsgefangenschaft nicht sehr viele längere Texte schriftlich abgefasst haben

1 Siehe allgemein dazu: Georg Grote, Vom Frieden zum Krieg – Briefe und Feldpostkarten Südtiroler Kaiserjäger – das Heubad-Archiv, in: Völser Zeitung, 28. Jg., 1 (2015), S. 30 ff.; ders., „Mir geht es gut“. Feldpostkarten Südtiroler Soldaten im Ersten Weltkrieg, in: Der Schlern, Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde, H. 7/8, 88 (2014), S. 4–21.

dürfte. Luis' Schreibfehler werden hier wiedergegeben, um das typische Flair seiner Post nicht zu verwässern.

Luis' Briefe und Karten sind, mit Ausnahme einer kurzen Briefsequenz an seine Mutter, alle an seine Schwester Kathi Kompatscher gerichtet, die in Völs verblieben war und durch ihre Briefe die Kontakte zwischen den Familienmitgliedern, die an unterschiedlichen Orten im Kriegseinsatz waren, aufrechterhielt.

Der Kontext familiärer Vertrautheit, in der diese Schriftstücke entstanden, erlaubte Luis, an Bekanntes und Vertrautes in der Familie und in seinem Heimatort anzuknüpfen und dadurch die Bande mit der Heimat nicht abreißen zu lassen. Der vierjährige Dialog, von dem uns nur die eine Seite, die Briefe von Luis, erhalten geblieben sind, bietet uns heute eine faszinierende Innenansicht in die sich verändernde Psyche eines weit von seiner Heimat entfernten Kriegsgefangenen, der über vier Jahre um sein mentales und physisches Überleben kämpfte.

Die Schriftstücke von Luis Wenzer sind ein beeindruckendes Zeugnis individueller Schicksalsergebenheit und persönlichen Durchhaltewillens. Die Erlebnisse, die er seiner Schwester teils kodiert, teils recht offen mitteilte, erlauben uns, die Einsamkeit und Bedrohungen des Lagerlebens, aber auch die unsichere politische Situation, in der sich Südtiroler Kriegsgefangene angesichts der sich verändernden politischen Lage in der Heimat, insbesondere nach dem Londoner Geheimvertrag von 1915,² befanden, nachzuvollziehen. Gleichzeitig sind diese Dokumente, die erst kürzlich ediert wurden, ein Lehrstück in Individualpsychologie und Kreativität angesichts der tagtäglichen Bedrohungen des Lagerlebens in der lebensfeindlichen Umgebung Sibiriens. Darüber hinaus konstituieren sie eine wunderbare, wenn auch tragische Geschichte eines jungen Mannes, der in den Strudel des Weltkrieges gerät.

1915

Die erste der uns vorliegenden Postkarten datiert auf den 13. Mai 1915. Sie wurde aus Rasdolnoje (Rasdol'noye) bei Wladiwostok in Sibirien versandt und stellt vermutlich die erste Kontaktaufnahme mit seiner Familie dar. Geschrieben wurde diese Feldpostkarte schon im Februar 1915. Mit der verschobenen Datierung trug Luis der Tatsache Rechnung, dass die Post von Sibirien nach Süd-

2 Der Vertrag zwischen Italien und den Alliierten sah den Kriegseintritt Italiens vor. Dafür sollte es territoriale Zugeständnisse erhalten.

tirol lange Zeit unterwegs war: Er wollte sichergehen, dass die Karte pünktlich zum Pfingstfest in der Heimat ankommt. Das war kein Zufall, sondern zeigte seine Bemühungen, den gewohnten katholischen Jahreskreis auch im entfernten Sibirien zu ehren – sozusagen als immer wiederkehrendes Ordnungsmotiv in seiner Kommunikation. Jeweils zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten, den Namens- und Geburtstagen der Familienmitglieder sowie dem Völser Kirchtag schrieb Luis Karten.

Die Datierung legt auch ein Problem offen, an dem Luis für die Dauer seiner Gefangenschaft leiden sollte: die Tatsache, dass es wegen der langen Zustellungsdauer der Feldpostkarten und der Antworten aus der Heimat keine Dialoge geben konnte. Die Kontakte blieben sporadisch und bestanden im Prinzip aus beiderseitigen Monologen.

Diese erste Karte enthält als wichtigstes Detail seine neue Postadresse als *prisoner of war* in Großbuchstaben: „Primoskoje Oblast, Stancia Rasdolnoje bei Wladiwostok, Mandschuria Russland.“

Darüber hinaus drückte er seine Hoffnung aus, dass es allen in der Heimat gut gehe, und er bestätigte seinen eigenen guten Gesundheitszustand: „Ich bin gesund und hab genug zum essen.“ Das Essen sei nicht gut, aber „mehr kann man auch nicht verlangen“.³ Er bat seine Familie um die Zusendung von 20 Kronen und wünschte ihr alles Gute. Mehr Platz blieb nicht auf der vom Roten Kreuz zur Verfügung gestellten Feldpostkarte.

Die zweite der uns überlieferten Karten wurde im Juli 1915 geschrieben. Darin betonte Luis Wenzer erneut, dass es ihm gut ginge; er grüßte alle und erkundigte sich, wie es zuhause stünde. Er sandte seiner Schwester die besten Glückwünsche, denn er konnte einer ihrer Karten entnehmen, dass sie einen kleinen Jungen geboren hatte. Diese frühen Karten hatten nur eine Aufgabe: Sie sollten seine Präsenz etablieren, den Daheimgebliebenen signalisieren: „ich bin noch da!“ – und ihn vor dem Vergessen bewahren.

Im gleichen Monat schickte er noch einen Brief, in dem er seine Verwandten bat, ihm weiterhin und noch mehr zu schreiben. Er verzehrte sich nach Neuigkeiten von zuhause:

„Ihr schreibt mir aber nie etwas neues zum Beispiel wehm Ihr zu hause habt zum Arbeiten oder wieviel Kühe, Ochsen, Pferde Ihr noch habt, wie die Ernte und die Trauben heuer ausgefallen ist und was mit Oberhuberhof ist, über das alles bin ich sehr neugierig, das könnt Ihr mir

3 Sammlung „Südtiroler Korrespondenzen – Kollektives Gedächtnis und gesellschaftliche Entwicklungsprozesse im 20./21. Jahrhundert“, DOC 157/13.2.15.

ja alles schreiben und wie es den Brüdern geht auch von Verwandte und Bekante und wer von den Völsern in ein besseres Jenseits hinüber ist, könnt mir ja auf jede Karte etwas drauf schreiben und mir sehr viele solche senden, last auch manchmal eine Ansichtskarte nach Sibirien wandern und schreibt mir die Wahrheit ich bin auf alles gefasst. Was mich anbelangt fehlt nichts, bin immer gesund und mehr brauch ich gegenwertig nicht, im Sommer hab ich auf Strassenbau gearbeitet, der Winter ist hier sehr kalt und viel Schnee. Hoffe das Ihr alle gesund seit und es Euch soweit gut geht [...].“⁴

Seiner Mutter widmete er eine weitere Seite dieses Briefes:

„Liebe Mutter Ihr habt jetzt wohl viel zu ertragen, es läst sich leicht denken wie schwer das für eine Mutter ist alle Ihre lieben Söhne in der Gefahr der Feinde zu sehen, möge euch Gott während dieser schweren Zeit Kraft und Mut geben auch das Schwerste zu ertragen. Ich hab jetzt wohl die Jahre um nicht mehr Kindisch zu sein aber desto mehr begreife ich was eine gute Mutter ist und werde stets an Euch denken.“⁵

Im September 1915 schrieb er seiner Schwester erneut, wünschte ihr für den kleinen Jungen alles Gute und verband dies mit seiner Vision der Heimkehr: „Wünsche dass der kleine Göthe recht gesund, lustig und widell, seinen Lebenswandel beginnt, damit er seine angehörigen Krieger bei der Rückkehr stramm begrüßen kann.“⁶ In der gleichen Korrespondenz dankte er der Familie für das Geld, das er erhalten hatte: „Ich schreib jetzt sehr oft weil ich auch Geld erhalten hab, was mir fast am meisten fehlte.“

Im Oktober erwähnte Luis die Erntezeit in der Heimat Völs und ergänzte: „heute Kirchweihsonntag, aber nur in Gedanken wo wir immer mit unseren Familien waren, jetzt ist die Sache anders gekommen, machen können wir nichts dagegen, doch eines ist in unseren Herzen, das ist die Hoffnung auf ein Wiedersehen. Vor einem Jahr marschierte ich durch die schöne Stadt Lemberg, welche in Feindeshänden war, da gab’s vieles zum sehen und zu fielen.“⁷

Immer wieder finden sich auch Hinweise auf die Schwierigkeiten der Kontakterhaltung per Post. Dies macht ihm vor allem zu den Hochfesten des Jahreskalenders zu schaffen, und er versuchte tapfer, seine Abgeschnittenheit

4 DOC 213/15.7.15.

5 Ebenda.

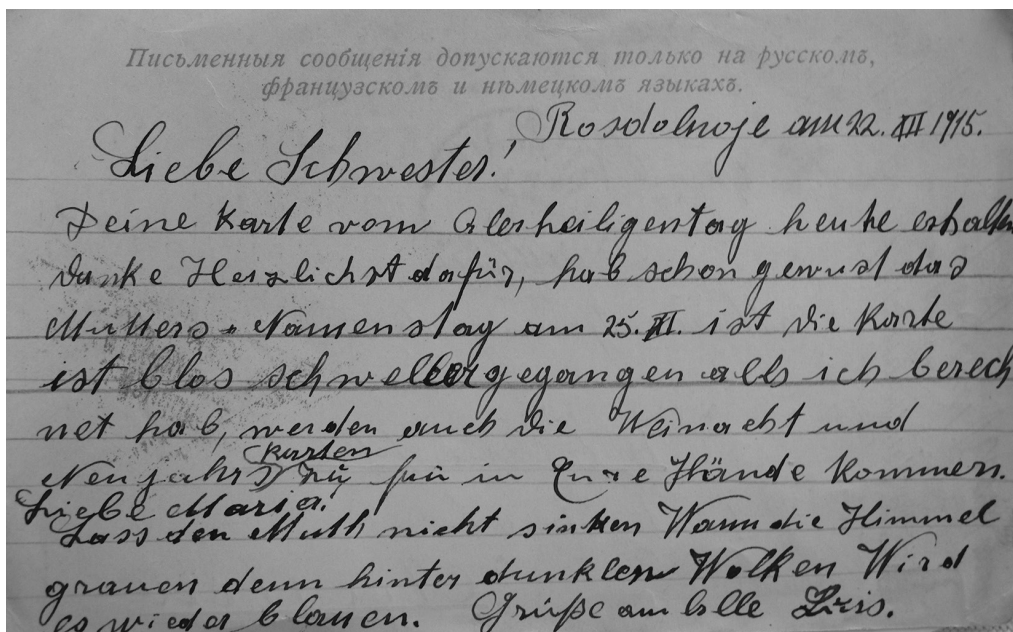
6 DOC 327/15.9.15.

7 DOC 161/17.10.15.

in Sibirien zu meistern. Kurz vor Weihnachten 1915 schrieb er: „Karte erhalten aber nicht den Brief und das Photo von Euch, schade drum.“⁸

Luis war tapfer und versuchte, den Lebensmut nicht zu verlieren. Am 22. Dezember 1915 schrieb er eine Weihnachtskarte und fügte ein selbst verfasstes Gedicht hinzu, um sich selbst und den Seinen zuhause Mut für die Zukunft zu machen:

„Lass den Muth nicht sinken / Wann die Himmel grauen / denn hinter dunklen Wolken / wird es wieder blauen.“⁹



Weihnachtskarte vom 22. Dezember 1915

Südtiroler Korrespondenzen, DOC 375/22.12.15

Diese Postkarte wurde von einem Brief begleitet, in welchem er seiner Mutter die lange Reise nach Sibirien beschrieb:

„Es ist eigentlich leicht zu begreifen das die Post nicht immer den richtigen Weg findet, denn es mus jedes Kärtchen eine hüpfige Reise mit

8 DOC 157/16.12.15.

9 DOC 375/22.12.15.

machen bis es die Endstation erreicht. Du hast gar keine Ahnung wie weit weg ich von Euch entfern bin, ich hab eine grosse Weltreise gemacht wen ich das Glück hab zu einer gesunden Rückkehr. Von Galizien durch's Europäische Russland über den Wolgastrom ins Uralgebirge dahin nach Sibirien und durch den chinesischen Manschurei bis ins Küstenland vom weissen Meere. Die Transsibirischebahn welche uns beförderte ist die längste Bahnstrecke der Welt, die wir ganz durch geradelt haben. Wir fuhren 6 Wochen ununterbrochen kannst Dir einen begrif machen wie weit man da kommt. Wenn ich nach Hause komm weis ich vieles zum erzählen, wen wir nur alle das Glück hätten uns wieder zu sehen.“¹⁰

In einer seltenen Bemerkung zum Thema Zensur ergänzte Luis, dass seine Angehörigen ihm ohne Probleme alles über die Familienverhältnisse schreiben können – „Familienverhältnisse könnt Ihr ja schreiben“ –, aber dass er gleichzeitig sehr beschränkt sei in dem, was er zu Papier bringen könne: „Ich hätte wohl vieles zu schreiben aber das missen wir auf später aufbewahren und mündlich darüber Sprechen.“

Gleichzeitig realisierte er, dass die Distanz einen engen Kontakt zwischen ihm und seiner Familie unmöglich machte: „Es ist wohl traurig das schon manche Lücke unter uns geworden ist aber was kann man machen wen's schon so ist. Las Dir's nur nicht zu schwer werden damit wenigstens du gesund und geschäftsfähig bleibst [...]“¹¹

1916

1916 setzte Luis seine intensiven schriftlichen Bemühungen fort, um der Geographie und der Trennung zu trotzen. Neben den unvermeidlichen „besten Wünschen“, der Bestätigung, dass es ihm gut gehe und der Bitte um noch mehr Post von zuhause, finden wir immer wieder auch Bemerkungen, die ein Licht auf seine Lebensverhältnisse im Gefangenenlager werfen. So schrieb er im Februar 1916:

„Wir haben uns im Winter Zeit vertrieben und manche haben Instrumente gebaut, sodass wir jetzt Zither, Geige, Gitarre und Flöte usw.

¹⁰ Ebenda.

¹¹ DOC 273/27.12.15.

Wir haben jetzt eine fabulose Musik zusammen, ich bin nicht dabei, meistens Regimentsmusiker.“¹²

Anfang März 1916 berichtete Luis, dass das Wetter kalt und noch lange kein Zeichen des Frühlings in Sicht sei. Zwei Wochen später verkündete er: „Wir werden verlegt, wissen aber nicht wohin, werdet wohl länger keine Post von mir bekommen, aber macht euch keine Sorgen, hier noch viel Eis und Schnee“. Er fügte wieder einmal einen kleinen Vierzeiler bei:

„Wo die Augen tief gesteht / und die Här sind gelb gefärbt / auch wie sind die Haare schön geflochten / dort wird auch das Herz friedlich fühlen.“¹³



Postkarte vom 12. März 1916

Südtiroler Korrespondenzen, DOC 679/12.3.16

Trotz der Einfachheit dieses Gedichtes wird klar, dass er stark an Heimweh litt. Dies wird durch die Art und Weise, wie Naturbeschreibungen seine Briefe

12 DOC 621/24.2.16.

13 DOC 679/12.3.16.

schmückten, besonders deutlich: „Es ist hier manchmal ein wunderschöner blauer Himmel, aber darunter ist nicht herlich.“¹⁴ Gleichzeitig wird aus diesem Kommentar klar, dass das Leben im Lager hart war, was er allerdings wegen der Zensurbestimmungen nicht offen ausdrücken durfte.

Am 29. April 1916 schrieb er:

„Erhielt gestern den Brief von Maria, muss wol sehr traurig zu Hause sein wen Ihr immer wieder hort dieser und jener ist gefallen oder vermisst, wo man auch nicht viel besseres hoffen kann. Wenn doch einmal diese schreckliche Morderein aufhoren mochte, vielleicht macht doch der liebe Gott dem Spiel balt ein Ende.“

Trotz der bedrohlichen Situation versuchte Luis, seinen Lebensmut zu bewahren. Im Mai erhielt er Zugang zu einigen Büchern und konnte nun herausfinden, wo er sich eigentlich befand: „Wir sind in Mukten wo die Russen und Japaner eine grosse Schlacht hatten.“¹⁵

Im Mai sandte er eine Karte aus der chinesischen Mandschurei: „Wir haben schöne Freiheit, prächtiges Wetter.“¹⁶ Diese guten Nachrichten waren zuhause vor allem deshalb willkommen, weil man in der Heimat ansonsten ganz andere Nachrichten über die zaristischen Kriegsgefangenenlager las. Diese zeichneten ein weit weniger positives Bild der Zustände in russischen Lagern, wie der Auszug aus der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom August 1915 zeigt:

„Alle Schrecken, alle schauerhaften Schilderungen über die Lage der Kriegsgefangenen in Russland werden übertroffen durch einwandfreie Berichte, die von wenigen, glücklich den Orten des Grauens entflohenen Gefangenen erstattet und erst unlängst zur Kenntnis der deutschen Regierung gelangt sind. [...] Preisgegeben schändlichen Blutsaugern [...] [und] Sklaven geknechtet von unkultivierten Horden von Tscherkessen und Kosaken, gehen in den Distrikten an der Olonetz-Murman Eisenbahn und im Gouvernement Wjatka Tausende von deutschen und österreichischen Kriegs- und Zivilgefangenen unter so grauenhaften

14 DOC 513/12.4.16.

15 Im Februar 1905 fand im Zuge des Russisch-Japanischen Krieges in der Nähe der mandchurischen Stadt Mukden zwischen der Kaiserlichen Japanischen Armee und der Kaiserlichen Russischen Armee eine der größten Landschlachten vor dem Ersten Weltkrieg statt. Heute heißt die Stadt Mukden Shenyang und ist die Hauptstadt der Provinz Liaoning in China.

16 DOC 651/8.5.16.

Umständen dem sicheren Tode entgegen, dass der menschliche Geist sich sträubt, von diesem Elend sich eine Vorstellung zu machen. [...] Dort ist die Hölle! Oft barfuss, im Winter bei strengster Kälte, müssen sie [die Kriegsgefangenen] in den Sümpfen arbeiten. [...] Alles wird durchnässt, und die frierenden Leute sind den schwersten Erkrankungen preisgegeben. [...] So liegen die an schwerem Rheumatismus und Lungenschwindsucht leidenden und mit Wunden bedeckten Menschen monatelang auf nackten Brettern, ohne Hilfe! Menschen, deren Lippen und Gaumen zerplatzt sind und bluten – bei manchen können sogar die gesunden Zähne mit den Fingern leicht herausgenommen werden – erhalten keine andere Kost als hartes Schwarzbrot und Kohlsuppe, bis sie der Tod aus ihrer schrecklichen Lage erlöst.“¹⁷

Den Beschreibungen der allgemeinen Lebensumstände folgten Schilderungen über die Grausamkeiten der Aufsichtspersonen, die ihre Gefangenen erbarmungslos quälten:

„Mit Geschwüren bedeckte und kranke Gefangene werden [...] mit Peitschenhieben zur Arbeit getrieben. [...] Einer der Landesvorsteher hat den Tscherkessen befohlen, die Kriegsgefangenen soviel als möglich zu prügeln. [...] Die grundlos verhängten Strafen sind so barbarisch, dass selbst die russischen Landsturmlaute es eher vorziehen, an die Front geschickt zu werden, als die Henkersknechte [...] zu spielen.“¹⁸

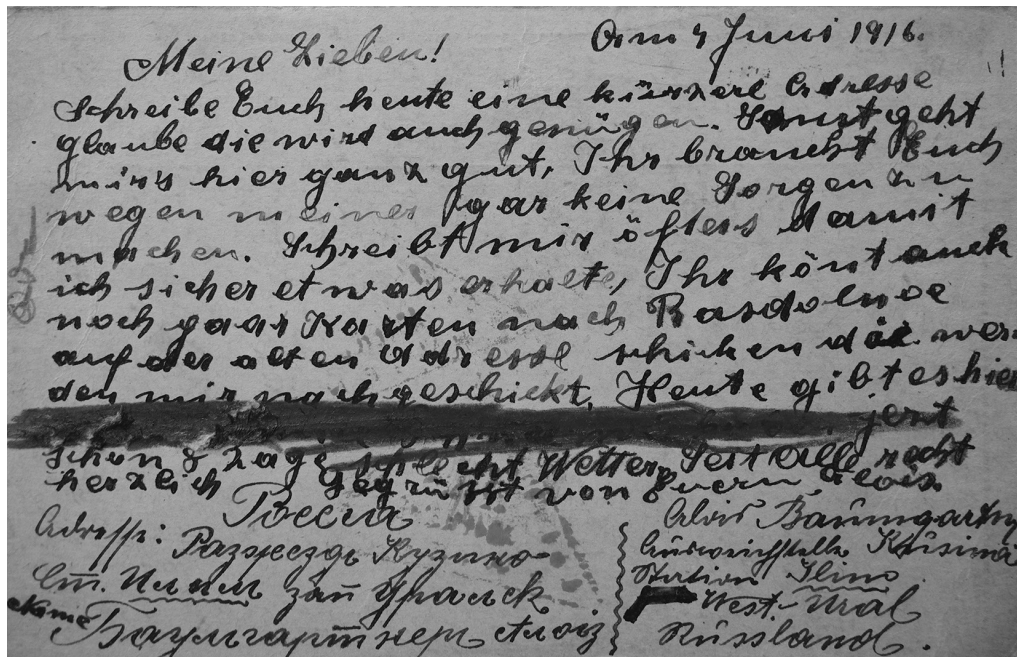
Beschreibungen solcher Art, die Teil des Propagandakrieges der kriegführenden Parteien waren, konnten natürlich nur Bestürzung auslösen und verbanden sich mit maßloser Sorge um das Wohlergehen der Angehörigen in Russland.

Luis' nächstes Schreiben war eine Rotkreuz-Karte vom Juni 1916, die vom Zensor bearbeitet worden war. Zu erkennen ist noch die Beschreibung des Wetters: „schon 8 Tage schlecht Wetter.“¹⁹ Dennoch bat er seine Familie, sich um ihn nicht zu sorgen.

17 Dante's Hölle in Russland, in: Norddeutsche Allgemeine Zeitung, 30. 8. 1915, 2. Ausgabe, Nr. 240, zit. nach Georg Wurzer, Die Kriegsgefangenen der Mittelmächte in Russland im Ersten Weltkrieg, Phil. Diss., Tübingen 2000, S. 549 f.

18 Ebenda.

19 DOC 657/6.6.16.



Zensurierte Postkarte vom 6. Juni 1916

Südtiroler Korrespondenzen, DOC 657/6.6.16

Im Oktober 1916 schrieb Luis seiner Schwester eine Karte zum Namenstag, in der er zunehmend verzweifelter um seine geistige Unversehrtheit kämpfte:

„Du hast mir einmal geschrieben ich schreib schöne Karten und jetzt kan ich balt gar nicht mer vor lauter wenig Schreiben und hart Arbeiten, aber das macht nicht, ich weis, das Ihr noch mehr Arbeiten müst als ich.“²⁰

In diesen Zeilen liegt eine gewisse Trauer um das Wissen, dass seine kreativen Fähigkeiten nachließen; wir können dies als ein Eingeständnis seines allgemeinen körperlichen Verfalls deuten, denn dies ist die Art und Weise, wie wichtige Nachrichten auch von anderen Kriegsgefangenen kodiert wurden. Sie konnten kaum schreiben „mir geht es nicht gut“, aber derart kodiert war eine

20 DOC 633/Oct.16.

solche Nachricht durchaus versendbar. Sein Durchhaltewillen war allerdings noch nicht gebrochen: „Hab genug zum Essen und verdiene etwas Geld.“

Weihnachten 1916 befand sich Luis in der Nähe von Perm im Westural. Seine Karte zeigt, dass er unter Heimweh litt und sich nach seiner Familie sehnte, indem er seine Wünsche auf seine Schwester projizierte:

„Du wirst gewiss auch die Gedanken bei deinem Mann und deinen Brüdern haben und das größte Geschenk würde für Dich und mich und die meisten Europäischen Menschenkinder sein wenn uns das lb. Christkind den baldigen Frieden bringen möchte. Drum lb. Schwester und Ihr alle in der Heimat haret aus mit frohen Mut und festen Vertrauen ich werde es auch thun das grosse Geschenk wird uns nicht mehr Fern sein und wir werden uns Wiedersehen.“²¹

1917

1917 wurde es hart für Luis. Im Februar schrieb er: „Hab mir jetzt sich Schmarrn gekocht, besteht aus Pferdefett und Schwarzenmehl.“²² Zweifellos erinnerte dies seine Familie an Zeitungsartikel über die Zustände in den Lagern. Die schon zitierte Norddeutsche Allgemeine Zeitung etwa schrieb: „Die Gefangenen sahen sich genötigt, das Fleisch krepierter Hunde zu essen, wenn sie nicht einfach verhungern wollten.“²³

Im März schrieb er – wieder aus Rasdolnoje –, wie gern er nicht mehr in Sibirien wäre. Er hatte vom Besuch des Schwagers bei seiner Schwester erfahren und versuchte, sich mit ihr darüber zu freuen: „Es muss eine Freude für dich gewesen sein, ihn in der Heimat zu haben.“ Eine Bemerkung, die seine Einsamkeit im Gefangenenlager sehr greifbar macht. Am Schluss schrieb er: „Sendet mir kein Geld mehr.“²⁴ Wir können nur vermuten, wie sich die Lebensumstände im Camp verschlechtert hatten und welche Angst er hatte, dass entweder das Geld von zuhause nicht mehr durchkommen oder ihm im Lager abgenommen werden würde – beides hinreichend dokumentierte Szenarien in den Camps.

Sein Durchhaltewillen wurde nun zunehmend härter auf die Probe gestellt: „Nur gesund bleiben und richtig überleben, alles andere wenn ich nach hause

21 DOC 505/25.12.16.

22 DOC 906/17.2.17.

23 Wurzer, Die Kriegsgefangenen der Mittelmächte, S. 551.

24 DOC 729/16.3.17.

komme.“ Der späte Frühling im Mai 1917 in Sibirien erfüllte ihn wieder mit Hoffnung, auch wenn er schon lange keine Nachricht von zuhause mehr bekommen hatte: „Keine Nachricht erhalten, schreibe öfters, der Schnee ist weg, es gibt zarte Blümlein, die an Heimat erinnern, im Wald arbeiten ist ok, auch Verdienst gut, nur mit den Lebensmittel ists a bisl schwierig.“²⁵ Das heißt, Luis hungerte.

Im Juni 1917 blickte er zurück:

„Heute feiere ich den 3. Namenstage in Russland, wer hätte das gedacht? Schreibt oft, vielleicht geht die eine oder andere Karte durch zu mir. Mir gehts sonst soweit gut, Arbeite viel.“²⁶

Im gleichen Zeitraum kamen aber auch andere Karten in Völs an, die seine Niedergeschlagenheit dokumentieren, und damit die Ausweglosigkeit seiner Situation. In einer Karte im August bedauerte er, dass es keine Korrespondenz mehr zwischen ihm und seiner Familie gäbe.²⁷ Er hoffte auf ein Wiedersehen nach dem Krieg und kämpfte mittlerweile nicht nur um seine physische Unversehrtheit, sondern auch um seinen gesunden Menschenverstand – er befand sich im Überlebensmodus.

Ebenfalls im August deutete er an, dass er beinahe sein Leben verloren hätte. Die Karte enthält keine Details, spricht aber wohl für sich: „Habe unschuldigerweise fast das Köpfchen verloren.“ Doch der Zusatz, „es gibt hier noch so halb Wilde und sie sind gefährlich“²⁸, weist darauf hin, dass es entweder Kämpfe zwischen den Lagerinsassen gegeben hatte oder dass es zu Übergriffen seitens der Wachmannschaften gekommen war – beides an der Tagesordnung in diesen Lagern.

In seiner Oktoberpost deutete sich schon im Schriftbild der körperliche Verfall von Luis Wenzer an. Der Inhalt ist ähnlich niederschmetternd. Er blickte zurück auf drei Jahre in Haft: „Was seit dieser Zeit vergangen ist, ist unglaublich, an ein Ende ist noch gar nicht zu denken.“²⁹

Im November wünschte er seiner Schwester alles Gute zum Namenstag und erkundigte sich nach seinem Schwager: „Ist Toni noch im Felde?“ Er bat um mehr Post: „Schreibe oft, denn ich bekomme keine Nachricht von euch.“³⁰

25 DOC 793/15.5.17.

26 DOC 827/14.6.17.

27 DOC 978-9/15.8.17.

28 DOC 791/26.8.17.

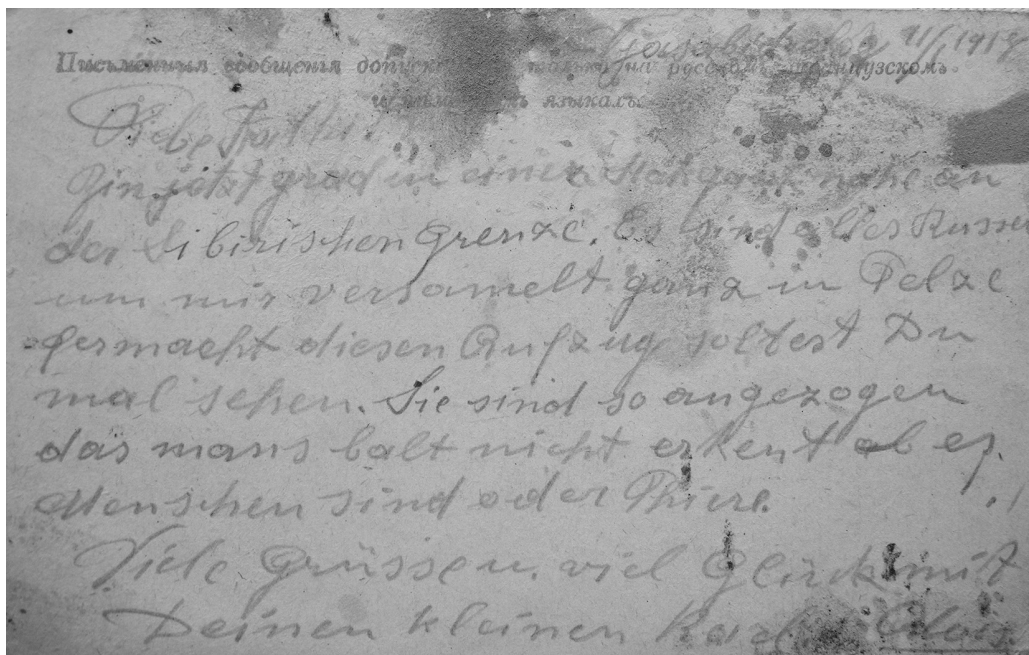
29 DOC 931/8.10.17.

30 DOC 877/12.11.17.

Es war dies die Zeit der Oktoberrevolution in Russland, und für eine geraume Zeit fand überhaupt keine Postzustellung statt. Davon erfuhr er allerdings zunächst nichts, zumindest gibt es keinerlei Hinweise darauf in seiner Korrespondenz. Dankbar reagierte er auf eine Nachricht aus der Heimat und bestätigte, „dass Dinge bei euch streng heruntergehen, hier ist es auch so. Aber auf heimlichen Wege geht viel wenn man nur das Geld hätte. Viele Grüsse, auf Wiedersehen.“³¹

1918

Luis Wenzer verfasste seine letzte überlieferte Nachricht am 11. Januar 1918. Sein Schriftbild lässt erahnen, in welchem Zustand er sich bereits befand. Das Schreiben ist kaum noch lesbar. Der Inhalt bestätigt, dass Luis wohl in der letzten Phase seines jungen Lebens angekommen war; ein Zustand, der in der



Letztes Schreiben von Luis Wenzer vom 11. Jänner 1918

Südtiroler Korrespondenzen, DOC 991/11.1.18

31 DOC 879/28.11.17.

Literatur über Gefangenenlager oft folgendermaßen beschrieben wird: Die Gefangenen wären nur mehr apathisch, reagierten kaum mehr auf Außenreize und schienen innerlich gebrochen.

In einer Karte an seine Schwester beschrieb Luis seine gegenwärtige Situation:

„Liebe Kathi, Bin jetzt grad in einer Stadt ganz nahe an der Sibirischen Grenze. Es sind alles Russen um mir versammelt, ganz in Pelze gemacht, diesen Aufzug soltest du mal sehen. Sie sind so angezogen das mans bald nicht erkennt ob es Menschen sind oder Thiere. Viele Grüsse u. viel Glück mit deinem kleinen Karl, Alois.“³²

Damit endet die Korrespondenz zwischen Luis Wenzer aus dem Kriegsgefangenenlager in Sibirien und Kathi Kompatscher aus Völs am Schlern.

Trotz seines starken Willens und der Überlebensstrategie, die Luis durch und in seinen Briefen und Karten ausdrückte, waren die brutalen Realitäten des russischen Gefangenenlagers und das lebensfeindliche Klima zu große Gegner, die er nicht bezwingen konnte.

Die Geschichte von Luis Wenzer steht hier beispielhaft für Millionen von im ersten Weltkrieg Vermissten. Die Mikrogeschichte (*Microhistory*), die anhand seiner Briefe aus der Gefangenschaft nachgezeichnet wird, zeigt die millionenfach multiplizierte Ohnmacht gegenüber dem Krieg und seinen Folgen. Sie gibt einer ganzen Generation ein persönliches Gesicht und führt nachfolgenden Generationen die Dramatik des Krieges vor Augen.